

kirchlichen Lehramtes, die unangefochten von historischen Schwächen und Irrungen auf dessen unverzichtbaren symbolischen Wert abhebt. Kommt doch der Autorität des kirchlichen Lehramtes die Aufgabe zu, „gegen die neuzeitlichen Verengungen des Glaubens und gegen den säkularen Unglauben“ den Platz freizuhalten, „an dem Gott in der Welt geboren werden kann“ (269).

Ob ihm Leser und Leserinnen, die in anderen Denk- und Glaubenstraditionen stehen, gerade angesichts seines gelegentlich hohen pathetischen Tones folgen werden, bleibt dahingestellt. Seine „Theologie der Erde“ nimmt die breite Kritik an der Ausblendung der Zeitlichkeit in der modernen Naturwissenschaft auf, ohne entscheidend Neues einzubringen. Sein Ansatz ermöglicht eine Kritik der neuscholastischen Erkenntnislehre und verwehrt sich gleichzeitig entschieden gegen progressive theologische Entwürfe. Sein Rückgriff auf das traditionelle metaphysische Grundraster von Endlichkeit versus Unendlichkeit domestiziert m.E. die aufgebrochene Problematik der Zeitlichkeit endlichen Erkennens für die Theologie und überspringt sie mit dem Rekurs auf die Autorität der göttlichen Selbstbezeugung.

Elisabeth Hartlieb

Flemming Fleinert-Jensen, Das Kreuz und die Einheit der Kirche. Skizzen zu einer Kreuzestheologie in ökumenischer Perspektive. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 1994. 133 Seiten. Kt. DM 24,80.

Diese Studie enthält eigentlich mehr als Skizzen; sie bietet gewichtige Hinweise auf eine bisher für die ökumenische Diskussion unerschlossene Fragestellung. Allerdings will sie eher neue Denkbewegungen auslösen als bündige

Antworten geben. Insofern trägt sie einen skizzenhaften Charakter. Es lohnt, sich diesen Anfragen einer ökumenischen Kreuzestheologie auszukunsten und sich dieser Vision zu öffnen.

Nach einer knappen Übersicht über die „*theologia crucis*“ bei Luther (S. 19–31) folgt eine sehr lesenswerte Darstellung der „Kreuzestheologie in neutestamentlicher Sicht“ (S. 32–49) mit dem Hinweis auf das Kreuz „als Zeichen der Einheit und Zeichen der Trennung“: Es trennt die Jünger von Jesus, auch untereinander; und es ist doch die einzige Macht, die sie zusammenhält; sowohl Kraft der Provokation wie der Integration. Das Kapitel „Kreuzestheologie und Ökumene“ (S. 50–62) stellt mit Erstaunen fest, „wie selten das Kreuz direkt in Verbindung mit der Einheit der Kirche gesetzt wird“, vielmehr „vornehmlich als exemplarisches Modell für die Leidensbereitschaft der Kirche und für ihre Solidarität mit den Leidenden“ gilt. Die Frage scheint nicht aufzukommen, ob „gerade das Kreuz ein geeignetes Kriterium dafür sein könnte, die Tragfähigkeit der kirchentrendenden Argumente zu überprüfen“ (S. 60).

Eine Schlüsselrolle nehmen die Darlegungen über „Kreuzestheologie und die Selbsterkenntnis der Kirche“ ein (S. 63–89). In die heute ins Zentrum des ökumenischen Dialogs gerückte ekklesiologische Thematik bringt der Verfasser sehr ungewohnte Denkanstöße ein. Zunächst: das Wort vom Kreuz und die Verkündigung der Kirche: „Immer wieder stößt die Kirche auf die massive Silhouette des Kreuzes nicht als Zeichen des kirchlichen Triumphes oder Gegenstand der Verehrung, sondern als Ausdruck ihres Abstandes zu Gott, der sich als Erinnerungen an Stolz und Begierde, Irrtümer und Treulosigkeit manifestiert ... Den Gekreuzigten zu bekennen

heißt darum auch, seinen Abstand zu ihm zu bekennen“ (S. 70–71). Dann: das Wort vom Kreuz und die Machtlosigkeit der Kirche, ihr Leiden, ihre Gewißheit und ihre Unsicherheit: „Die Kirche ist machtlos, weil sie allein durch die Macht des Evangeliums ihre Mission vollziehen kann.“ Sie sollte bereit sein, „freimütig ihre eigene Unsicherheit ins Auge zu fassen“. Kann sie wirklich sicher sein, „daß in ihrer Mitte das Evangelium in all seinen Aspekten zum Tragen kommt“ oder „daß alles, was sie lehrt, notwendigerweise zur unabdingbaren christlichen Wahrheit gehört“? Die echte Selbstgewißheit der Kirche ist „kreuzestheologisch gestaltet“; sie kann „nie jenseits des Kreuzes gelangen“. Das führe die Kirche zu einer „Bescheidenheit“, in der sie lerne, „wie man mit Fragen statt mit Antworten umgeht“ (S. 80–83).

Die Probe aufs Exempel wird mit den ekklesiologischen Kontroversfragen der Frauenordination (S. 90–106) und des Papstamtes (S. 107–123) gemacht. Da die biblische und traditionsgeschichtliche Argumentation letztlich keine der beiden Seiten vom Recht der Gegenposition zu überzeugen vermag, schlägt der Verfasser vor, die kreuzestheologische Perspektive in Anschlag zu bringen. Er wagt, die Vermutung zu äußern, daß der kirchentrennende Charakter dieser beiden gewichtigen ekklesiologischen Streitfragen sich in ihrem Licht letztlich nicht rechtfertigen läßt, da sie „das rechte Verständnis des an den Tod Jesu gebundenen Heils“ nicht berühren. Jede der hier eingenommenen Positionen kann durchaus „ihren sinnvollen Platz im ganzheitlichen Glaubensverständnis haben“. Doch wird sie „überfordert, wenn sie für eine mögliche Kirchengemeinschaft als unausweichliche Voraussetzung hingestellt wird, ohne die die Wohltaten des Kreuzes und die

Verheißung der Auferstehung nicht vollständig zum Ausdruck gebracht werden können“ (S. 103).

Der Autor gibt zu, daß es sich um typisch lutherisch-reformatorische Überlegungen handelt. Doch warum sollte hier nicht ein ökumenischer Beitrag liegen, der auf eine Freiheit zu neuen Schritten verweist? Auf diese Diskussion kann man gespannt sein.

Heinz Joachim Held

Reiner Gronemeyer, Wozu noch Kirche?
Rowohlt Berlin 1995, 219 Seiten. Br.
DM 34,-.

Dies ist kein wissenschaftliches Buch, sondern das Buch eines Wissenschaftlers, der sich um die Zukunft der Volkskirche Sorgen macht und aus seiner scharfen Kritik Therapievorschlüsse entwickelt.

Als Soziologe geht er zunächst davon aus, daß die Kirchen, denen ihre Mitglieder schwinden, von ihrer bisherigen Macht Abschied nehmen müssen. Nicht nur in den neuen Bundesländern, sondern auch in mehreren Großstädten wie Hamburg und Berlin verlassen jährlich Zehntausende die Kirche.

Was könnte dem Einhalt gebieten? Der Autor lehnt die Option „Sozialkonzern“ (Diakonie) ab, da diese weitgehend staatlich finanziert und zunehmender Konkurrenz ausgesetzt ist. Auch von der Möglichkeit, sich in den Freizeitmarkt stärker einzuschalten, hält der Autor nichts. Kirche als Sinnagentur? Hier sieht der Autor am ehesten eine legitime Aufgabe, aber nur, „wenn die Kirche es wagt, sich ihrer nicht stromlinienförmigen Botschaft zu erinnern, und sich des uneingelösten Versprechens der Nächstenliebe entsinnt, könnte sie Sinnzentrum für einige werden“ (S. 31). Daß trotz Wissenschaft diese Aufgabe